

# ICH IN DER KRISE

Salvatore Lavecchia

Die Notstandmassnahmen, die, ausgehend von der Covid-Infektion, in raschem Tempo das Leben fast aller europäischen Länder umgestalteten, haben das sogenannte *social distancing* als Grundlage ihrer Wirkung. Unabhängig von der Haltung, die jeden Menschen diesen Massnahmen gegenüber charakterisiert, regt das *social distancing* zu einer Frage an, die als unbedingt zentral in der Zeit nach dieser Krise betrachtet werden sollte: Aufgrund von welchem Menschenbild wollen wir unsere – sei es lokalen sei es nationalen sei es globalen – Gemeinschaften bauen und gestalten?

Das flächendeckende *social distancing*, das in diesen Wochen unser Leben umkrempelt, setzt voraus, dass jede Person ausschliesslich als Quelle oder Opfer einer Ansteckung wahrgenommen wird. Die Praxis, die aufgrund dieser Wahrnehmung verordnet wird, impliziert wiederum eine Gebärde, die das Leben des menschlichen Ich in eine bestimmte Richtung radikal orientiert: Das Ich jedes Menschen wird durch *social distancing* dazu aufgefordert, sich im Verhältnis zu den anderen Menschen als in sich zusammenschumpfender Punkt zu gebärden, der, um der Sicherheit willen, sich möglichst konsequent von den anderen Menschen abgrenzen muss. Ergebnis davon ist jener, eben in sich zusammengeschrumpfte, ausdehnungslose Punkt, den Wittgenstein als Bild des solipsistischen Ich empfand (*Tractatus logico-philosophicus* 5.64). Nicht zufällig wurden jegliche bisher als menschlich beziehungsweise menschenwürdig bezeichnete Lebensformen, Gemeinschaften, Kulturen nie auf einem Menschenbild begründet, das diese atomistische Vorstellung des Ich wirklich konsequent implementieren würde. Das Bild des Ich, das mit dem *menschlichen* Leben bis in seine alleralltäglichsten Gebärden zusammenklingt, ist nämlich im krassen Widerspruch mit dieser atomistischen Vorstellung. Denn es ist eher das

Bild einer fruchtbar leeren Mitte aus geistiger Wärme und geistigem Lichte, die sich in jeder Wahrnehmung augenblicklich als gegenwärtig unendliche Sphäre gebiert, um der Welt und den anderen Menschen zu begegnen: Jenseits jeglicher Trennung von innen und aussen, von erster, zweiter, dritter Person, in der unbefangenen Gebärde des Verstehens.

Das gegenwärtig allgegenwärtige *social distancing* ist, wie wir alle wissen, Notstandsmassnahme. Notstand bedeutet jedoch Ausnahme, die in der letzten Not, in einer Situation der extremen Ohnmacht als möglicher Weg der Befreiung von der Not für praktikabel gehalten wird. Wenn aber gewisse Rhetoriken und Diskurse eine solche Ausnahme mit Dimensionen des Lebens unsachgemäss verbinden, die nichts mit der Überwindung eines Infektes zu tun haben, dann ist es legitim, sie als unlogisch oder als ethisch verdächtig wahrzunehmen. Und gerade krasse Unlogik – an der intellektuellen oder ethischen Redlichkeit wollen wir nicht zweifeln – offenbaren manche inzwischen – auf politischer sowie religiös-spirituelle Ebene – zutiefst verbreitete Rhetoriken und Diskurse, die das Umgehen mit einem Infekt durch *social distancing* mit einer Stärkung des Gemeinschaftssinnes verbinden wollen. Wie kann nämlich der Sinn für Gemeinschaft gestärkt werden, wenn das Leben der Menschen in eine ständige Gebärde der Abgrenzung eingekapselt wird? Wie kann sich authentisch menschliche Gemeinschaft durch eine Praxis bilden, die das menschliche Ich in ein solipsistisches, in sich zusammengeschrumpftes Atom verwandelt?

Diese philosophischen Fragen werden in der Zeit nach dieser Krise hoffentlich nicht nur AkademikerInnen beschäftigen!

Die gegenwärtige Entwicklung zeigt, dass wir uns vor einer radikalen Krise in der Wahrnehmung unsres Ich befinden. Krise bedeutet jedoch – aufgrund des griechischen *krísis* – Unterscheidung und Entscheidung. Und der gegenwärtige Notstand offenbart sich eben immer mehr als Augenblick der Unterscheidung und Entscheidung.

Wollen wir wirklich die jetzige Krise als Anlass nehmen, in der «neuen Normalität» die Mitmenschen ständig als potentielle Gefahr wahrzunehmen, die zu permanentem *tracing and tracking* führen soll? Dies würde nämlich die totale und totalitäre Reduzierung des Ich auf einen zusammengeschrumpften Punkt bedeuten, der stets verortet und überwacht werden kann. Wollen wir das wirklich, und nur deshalb, weil wir nunmehr von einer psychotischen Angst vor dem Tod gefangen sind? Oder wollen wir vielmehr die geistige Wärme und das geistige Licht ernst nehmen, die unser Ich in jeder Begegnung gebären kann, endlich einen inzwischen jahrhundertealten, wirklichkeitsfernen Ich-Atomismus verlassend? Gewiss würde dies Risiken und Irrtümer implizieren, die auch zum Tod führen könnten; können/dürfen wir uns jedoch gegen Irrtum und Tod impfen lassen, wenn wir authentisch menschlich sein wollen?

Ob die Entscheidung für ein Leben, in dem das Ich nur bestimmt durch Angst vor dem Tod leben darf, eine Entscheidung für die Menschenwürde wäre, sollte unsre drängendste Frage in dieser Zeit der Unterscheidung sein: Damit wirklich nach dieser Krise nichts mehr «wie früher» werde, jedoch nicht im Sinne eines digital steuerbaren, automatisch animalischen Lebens, sondern – an Novalis anklingend – im Lichte einer Menschwerdung des Menschen.